

APEX

Werner Steinberg

DER TAG IST  
IN DIE NACHT  
VERLIEBT

Roman

WERNER STEINBERG

Der Tag ist  
in die Nacht verliebt

Roman

*Apex-Verlag*

# Inhaltsverzeichnis

[Das Buch](#)

[DER TAG IST IN DIE NACHT VERLIEBT](#)

[Erstes Buch: GÖTTIN IN GIPS](#)

[Zweites Buch: DOKTOR, SIND SIE DES TEUFELS?](#)

[Drittes Buch: DENK' ICH AN DEUTSCHLAND IN DER NACHT](#)

[Nachwort](#)

## Das Buch



Heinrich Heine lebte in einer Zeit des Umbruchs und des Übergangs. Werner Steinberg versucht, den Dichter aus dieser Situation heraus darzustellen. Es geht ihm nicht so sehr um die Deutung des dichterischen Werkes, als vielmehr um die Entwicklung und Persönlichkeit Heines. Zu

diesem Zweck verfolgt er den Lebenskampf seines Helden von den Jugenderlebnissen in Düsseldorf und den vergeblichen Bemühungen, einen Geschäftsmann aus sich zu machen, bis zu den Pariser Jahren, als seine Krankheit immer mehr zum Ausbruch kommt. Es ist dem Autor gelungen, die schweren inneren und äußeren Schwierigkeiten, gegen die der Dichter bis zuletzt zu kämpfen hatte, in eine fesselnde Handlung umzusetzen. Die Menschen, mit denen er zusammentrifft und die sein Leben oft entscheidend beeinflussen, sind einprägsam gezeichnet, sei es die Mutter in ihrer wissenden Sorge, der reiche Onkel Salomon Heine in Hamburg, die kluge Rahel Varnhagen in Berlin, der Verleger Campe oder die Frau, die ihm Frankreich schenkte und die er Mathilde nannte. Nie verliert Steinberg über der Darstellung des Lebens sein Ziel aus den Augen.

Als der kranke Dichter schließlich auf seinem letzten Spaziergang vor der Statue der Schönheit im Louvre zusammenbricht, ist das Bild vollendet, kann er auf die Jahre der Matratzengruft verzichten.

Der Apex-Verlag veröffentlicht diesen Literatur-Klassiker als durchgesehene Neuausgabe und macht *Der Tag ist in die Nacht verliebt* von Werner Steinberg (\* 18. April 1913 in Neurode, Schlesien; † 25. April 1992 in Dessau) erstmals seit Jahrzehnten wieder dem Lesepublikum zugänglich.

**DER TAG IST IN DIE NACHT  
VERLIEBT**

## **Erstes Buch: GÖTTIN IN GIPS**

*Es ist eine alte Geschichte,  
Doch bleibt sie immer neu;  
Und wem sie just passiert,  
Dem bricht das Herz entzwei.*

### **Erstes Kapitel**

Unruhig drängt sich das Volk in der Allee des Düsseldorfer Hofgartens. Niemand spricht laut; nur unterdrücktes Raunen ist hörbar. Fiebrig vor Erwartung glänzen die Augen. Kleine Mädchen reiten auf väterlichen Schultern; Knaben hängen im Geäst der Bäume.

Der gelbe Kies auf der Allee, goldgleißend in der grellen Sonne, bleibt unangetastet. Kein Fuß wagt, ihn zu berühren. Es ist eigentlich unnützlich, dass die rotgesichtigen schwitzenden Polizisten ihn bewachen. Nur ein Junge, der ganz vorn steht, vergisst in der zitternden Aufregung das ungeschriebene Verbot. Er beugt den schmalen Oberkörper vor, streckt den Hals, und auf seiner weißen Stirn stehen unter den braunen Locken Schweißtröpfchen – schon hebt er den Fuß, einen Schritt vorwärts zu tun, da fällt sein

Blick auf den grimmen Schnurrbart eines der Polizisten. Der Junge erschrickt, fährt zurück, und er seufzt.

Wer ist es, nach dem er Ausschau halten wollte? Wen erwartet er – wen erwarten alle diese Menschen? Es wird einer kommen, den sie nie gesehen haben, aber dessen Bild sie genau kennen; einer mit einem fernen, abwesenden Blick, die rechte Hand in den Rock gesteckt. So haben ihn die Gazetten oft abgedruckt, und viele der Wartenden haben ein solches Bild im Zimmer hängen. Er, den alle kennen und den sie doch nicht kennen, wird erwartet, jener Mächtige, der das Wunder vollbrachte, mit dem Federstrich seines Namens vor wenigen Jahren die einhundertzwölf deutschen Bistümer und Kleinstaaten aufzulösen, jener Mächtige, der die bürgerliche Freiheit und das bürgerliche Gesetz mit großer Geste den Rheinbundstaaten schenkte: der französische Kaiser Napoleon.

Daran denkt der vorwitzige Junge allerdings nicht. Ihn erregt etwas anderes: Holztafeln an beiden Enden der Allee verkünden, es sei bei fünf Talern Strafe verboten, durch den Hofgarten zu reiten.

Die Polizei pflegt sehr streng zu sein. Vielleicht sind alle diese Menschen nur gekommen, um zu erleben, wie die Polizei den Napoleon mit fünf Talern Strafe belegen wird?! Zwei Welten werden aufeinanderstoßen, es wird etwas Erschütterndes geschehen – und sicher nur deshalb stehen hier die Einwohner Düsseldorfs, wohl alle zwanzigtausend, die eleganten Damen und die Marktweiber, die Handwerker und Bürger.

Die Schweißtröpfchen auf der Stirn des blassen Jungen vereinigen sich, werden kleine Bäche, die er salzig in den Augen spürt. Da tönen von fern Trommelwirbel, Trompetenstöße! Die Menge schweigt, die Häse gereckt, die Köpfe gedreht.

Ruhig reitet der Kaiser mitten durch die Allee. Das Pferd ist weiß, geht langsam, sicher und stolz. Lässig liegen die Zügel in der Hand des Kaisers. Er trägt eine schlichte, grüne Uniform und den spitzen Hut. Hinter ihm das Gefolge. Trommelwirbel, Trompetenstöße – und plötzlich tausendstimmiger Jubel, winkende Hände, rufende Münder.

Der Junge aber fiebert: Gleich muss es geschehen, gleich wird das Verbot, die Verordnung, der Polizist dem Kaiser entgegenschreiten, selbstsicher, grimmbärtig: *Fünf Taler Strafe!*

Aber nichts geschieht. Lächelnd reitet der Kaiser vorüber, klopft mit einer Hand gutmütig den Hals des weißen Gauls, nickt abwesend – und die Polizisten stehen stramm!

Der Junge wartet nicht, bis das glänzende Gefolge vorbei ist: Er windet sich durch die Menge, rennt heim – heim in die Bolkerstraße, und sein Herz hämmert dabei: Man darf ungestraft durch verbotene Straßen reiten – wenn man mächtig ist!

Die Mutter hört lächelnd seinen atemlosen Bericht. Sie streichelt sein wirres schweißfeuchtes Haar. »Mächtig, Harry, ist nur, wer klug ist. Man muss einen kühlen Kopf haben und klare Gedanken!« Sie weiß, warum sie mahnt: Einmal, ein einziges Mal in ihrem Leben war ihr Kopf nicht

kühl gewesen; da hatte sie, Tochter eines berühmten Düsseldorfer Arztes, Schülerin Rousseaus, kundig des Lateins, die Torheit ihres Lebens begangen: Sie war dem leichtsinnigen Samson Heine verfallen. Der war, mit Empfehlungen ausgestattet, von Hannover nach Düsseldorf gekommen, als ihr Vater gestorben, das Haus in Trauer war. Empfehlungen – gut, aber Samson Heine war arm. Indessen kümmerte ihn das wenig. Unbeschwert plauderte er von den Erlebnissen seiner Reisen – was dabei Wirklichkeit, was Traum war, das ließ sich schwer unterscheiden; doch bunt war es und blühte über ihre dunkle Trauer hin.

Die nachdenkliche, ernste, trauernde Betty van Geldern verfiel der himmelblauen Heiterkeit, den Fanfaren des Leichtsinns... Man wird ein Geschäft eröffnen in Düsseldorf, ein englischer Freund wird Nankingtuch liefern, davon versteht Samson Heine viel. Ganz Düsseldorf wird sich um den neumodischen und billigen Stoff reißen, und man wird...

Deshalb sagt sie jetzt zu dem aufgeregten Dreizehnjährigen: »Man muss einen kühlen Kopf haben, Harry!«

Nicht, dass sie mit dem Schicksal hadert: Sie liebt den Mann, dem sie angetraut ist. Sie weiß, dass er herzensgut ist, und sie schätzt sein Zartgefühl, wenn er, von der Gemeinde als Armenpfleger bestellt, mit wichtiger Miene im Zimmer umhergeht und die silbernen Leuchter beiseite räumt, damit die Armen sich nicht bedrückt fühlen, die hier ihre Unterstützung empfangen sollen. Aber sie hat Sorgen:

Samson Heine kauft für seinen Laden Nankingzeug, bestellt bei einem englischen Freund, als habe er nicht nur Düsseldorf zu versorgen, sondern die ganze Welt. Da muss sie steuern, die kleine, schweigsame Frau – behutsam, damit er es nicht merkt. Trotzdem gerät das Geschäft in der Bolkerstraße mehr als einmal in Gefahr.

So sagt sie zu Harry: »Man muss einen kühlen Kopf haben!«, und diese klare, beherrschte, beinahe rechnerische Liebe braucht Harry: Nur zu leicht verliert er sich in Träumereien. Wenn er mit flüchtigem Blick die kolorierte tönernerne Arche Noah streift, die über der Haustür angebracht ist, geschieht es häufig, dass sie sich in eine wirkliche Arche Noah verwandelt, in der er sitzt: bebender Herr über unendliche hochgepeitschte Meere.

Es gibt einen Raum in dem Hause auf der Bolkerstraße, wo man in solchen Träumen schweifen und ausschweifen kann: die Stube, in der Simon van Geldern, der Bruder der Mutter, lebt, ein Privatgelehrter mit gepuderter Perücke und langem Zopf, der für Zeitschriften schreibt. Der zierlich geputzte Mann, in dessen strengen Augen eine gravitatische Vergangenheit lebt, kümmert sich um Harry nicht: Abgewandt schreibt er mit knirschendem Federkiel auf bestechend schönes Papier mit bedeutender Schrift unbedeutende Dinge. Umso unbekümmerter kann sich Harry den merkwürdigen Überbleibseln widmen, die verstaubt diese Stube zieren: An verblichenem Rosaband hängt an der Wand eine Flöte neben dem Galanteriedegen des Großvaters, eine ausgestopfte Angorakatze ringelt sich vor einem aschgrau-einäugigen Papagei, aber auch

Weltkugeln stehen herum und Planetenbilder; in modrigen Scharteken stöbert Harry Absätze aus Schriften des Descartes und des Paracelsus auf. Das vergilbte Papier ist mit Tintenzeichen des Onkels versehen. Vor allem entdeckt Harry hier ein Heftchen, in dem sein Großoheim Simon van Geldern die Weltreise beschreibt, die er gemacht hat: bis weit in die Türkei, bis nach Indien, wo er Berater des Maharadschas war. Was ist Wirklichkeit, was Traum? Auf dem Boden hockend zwischen dem schreibenden Onkel und dem verstaubten Galanteriedegen reist Harry die zitternd gemalte Reiseroute des Großoheims nach, reist über die Weltkugel hinaus und verliert sich auf Planetenbildern bis in die Sterne.

Er spricht der Mutter davon; sie sagt ernst: »Der Großoheim war ein vielgereister Mann, und wenn er Berater des Maharadschas gewesen sein sollte, so nur mit einem Rat.« Sie sieht ihn bedeutungsvoll an. »Unsern Rat braucht der Maharadscha gewiss nicht mehr; aber Geld braucht er. Das braucht die ganze Welt, jeder Fürst, jeder König, jeder Kaiser. Wer Geld hat, herrscht. Die Bankiers haben die Weltherrschaft angetreten.« Seltsames Wort im Munde einer Mutter, und doch nicht seltsam, denn sie sieht die Wirklichkeit vor sich: Onkel Salomon in Hamburg.

Wenn dessen Name erwähnt wird, fühlt Harry Ehrfurcht. Nie hat er bisher den Onkel gesehen. Doch welcher gewaltiger Mann muss das sein, dessen Geld die Könige und Kaiser brauchen, und wie Harry das denkt, reitet nicht mehr der Kaiser Napoleon durch die Allee, sondern der

Onkel Salomon, und auch ihm wagt kein Polizeidiener fünf Taler Strafe abzufordern.

Er weiß: Der Bruder seines Vaters ist Mitinhaber des Bankhauses Heckscher & Co. Wieviel Geld er besitzt, kann niemand genau sagen; aber Millionen sind es: Wievielmals könnte man davon fünf Taler Strafe zahlen, wenn es darauf ankäme!

Im Blick der Mutter ist Härte, als sie zu Harry sagt: »Träum nicht von der Arche Noah und vom Maharadscha, Harry, träum du vom Onkel Salomon; Kaiser kannst du nicht werden, aber Bankier!«

Sagt sie den nüchternen Satz, dann zuckt Harry zusammen; denn sie sagt, ohne es auszusprechen: »Werde Bankier, Harry, wie Onkel Salomon; werde Bankier, und tritt die Weltherrschaft an...«

## **Zweites Kapitel**

Diese Weltherrschaft beginnt in einer rumpelnden Kutsche, in der Harry mit seinem Vater von Düsseldorf nach Frankfurt reist. Auf der Messe wird man Nankingtuch für Düsseldorf kaufen - und Harry wird Lehrling eines kleinen Weltherrschers werden: des Bankiers M. B. Rindskopf, der die Geschäfte des Vaters betreut.

Harry ist achtzehn Jahre, ein blasser und unsicherer Jüngling. Er spürt süßziehende Erregung, muss den

Speichel hinunterschlucken, bevor er reden kann. Niemand sieht dem unbedeutenden jungen Mann an, von welcher großartigen Zukunft er träumt, ihm, der nur verlegen und mit leicht verzerrtem Mund lächeln kann.

Und dann: Frankfurt! Hier wird seine Weltherrschaft beginnen! Neben ihm flüstert heiter der Vater: »Das ist eine Stadt, Harry! Mehr als fünfzigtausend Menschen, doppelt soviel wie in Düsseldorf. Diese Stadt blüht! Warum, frag ich dich? Weil die Börse hier ist, und der Rothschild ist hier, und seit dreihundert Jahren sind die Messen hier!« Er schnalzt mit der Zunge. »Harry, deine Stadt ist das jetzt! Ich bin sehr zufrieden mit dir, mein lieber Harry!« Sie gehen durch die Messe: Stand an Stand. Und Samson Heine ist Einkäufer für die ganze Welt. Er hat des Bruders letzten Brief vergessen, der zur Vorsicht mahnte. Handelsherr ist er, wenn er die Tuche befühlt, wenn er Weisheiten in unendlichem Redestrom von sich gibt, wenn er dem Händler wohlwollend auf die Schulter klopft: »Nur Exquisites! Nur beste Qualität!« Er sieht nicht auf den Preis, und er bemerkt nicht, dass man hinter ihm augenzwinkert. Er ist ein großartiger Mann in einer großartigen Stadt, und Salomon Heine vom Bankhaus Heckscher & Co. ist sein Bruder, und der kennt den Rothschild in Frankfurt gut, sehr gut...

Am nächsten Morgen ist der seidenblaue Himmel ergraut. Der Vater ist müde, er spricht wenig, schiebt die Unterlippe vor, als mache ihn irgendwas bedenklich.

»Rindskopf ist mein Freund«, behauptet er, »generös, weitblickend: Ein Mann mit Zukunft! Er tut mir viel Liebes. Ich hoffe, es wird ihm ein Vergnügen sein, den Sohn seines Geschäftsfreundes anleiten zu können. Du hast in ihm den besten und geschicktesten Lehrer, was das Bankwesen anbetrifft. Von Manchester allerdings und Nankingzeug versteht er nicht viel.« Er seufzt: »Du weißt, Harry, mein Bruder Salomon macht mir ebenfalls manchmal Sorgen, da er großzügige Pläne nicht billigt.« Die Mädchenfinger der weißen Hand, die noch nach Mandelkleie duftet, trommeln unruhig auf dem Frühstückstisch. Harry fiebert vor Ungeduld: Er wird das Hauptquartier der Welteroberer in Kürze betreten, wird bei einem der Feldherren, M. B. Rindskopf, das Kriegshandwerk der Börse erlernen...« Der Vater spricht weiter, als sie durch die Stadt gehen. Harry erwartet, dass sich die Zeil auftun wird zu einem Boulevard, palastähnliche Gebäude in großen Parks: So muss der Ort aussehen, wo die Fäden auslaufen nach London, Paris, New York, Schanghai, Lissabon, Rom - zu den großen Städten der Welt, von denen aus die Länder beherrscht werden.

Da biegt der Vater um eine Hausecke.

Eine enge Gasse tut sich auf. Schmalbrüstige Häuser fallen vornüber, die Wände verzogen. Geschäftige Männer, Haarlocken über der Schläfe, eilen, stehen beieinander, gestikulieren heftig. Aus den Fenstern schauen Frauen und Mädchen, rufen einander zu.

Harry erwacht und erschrickt. Verständnislos sieht er den Vater an. Der Vater, geschäftig weitereilend, schon da- und

dorthin grüßend, sagt: »Hier, Harry, sind wir zu Hause. Auch die Synagoge ist da, als Wahrzeichen sozusagen, du weißt, ich habe freie Gedanken.« Er schwatzt schnell und fröhlich.

Plötzlich hat Harry allen Mut verloren. Das hier war einst Ghetto. Zugemauert mit Toren von der Freien Stadt Frankfurt, eingekesselt die Menschen in diese übervölkerten Straßen, nirgendwo ein Park, nirgendwo Land, nirgendwo Licht, Luft, Wind, Bäume: Nichts. Und das alles versperrt nicht nur durch die Tore, die allabendlich geschlossen wurden, sondern durchs Reglement: Keiner durfte nach acht Uhr abends noch gesehen werden in den Straßen Frankfurts, bei Strafe des Kerkers. Auch jetzt, nachdem der französische Kaiser dreimal die Stadt erobert hatte und den Juden die bürgerliche Gleichberechtigung brachte, hängt schwüler Dunst von früher immer noch hier, wie der Brandgeruch von Häusern sich lange nicht vertreiben lässt. Sie treten in einen engen, dunklen Hausflur. Harry erinnert sich der Bolkerstraße: Die Mutter steht vor ihm im Zimmer, das vor Sauberkeit duftet, sieht ihn mit klaren Augen an: »Man muss klug sein, Harry!« Aber es ist schwer, klug zu sein und keine abwehrende Übelkeit zu empfinden, wenn man eine schmale Wendeltreppe in einem dunklen Haus hochklimmt und der Schimmelgeruch einem den Atem raubt.

Wie soll man einen freien Kopf haben, wenn in den Schläfen ein leichter Schmerz liegt, der unaufhörlich peinigt?

Misstrauisch kommt ihnen M. B. Rindskopf entgegen. Der Vater sprudelt Freude und Freundlichkeit. M. B. Rindskopf nickt dazu, die Locken über den Schläfen pendeln. Er erwidert nichts, als er sie einlässt. Er beachtet auch Harry nicht, der in einer Ecke des halbdunklen Zimmers stehen bleibt: Er ist nicht da, auch für den Vater nicht mehr.

M. B. Rindskopf begibt sich hinter sein Schreibpult. Darauf steht eine Öllampe, die ihr rötlich-rußiges Licht durch einen trüben Zylinder mit dem Halbdämmer mischt, das durch die Fensterluken hereinsickert. Hier herrscht M. B. Rindskopf. Er lehnt sich mit dem linken Ellenbogen auf das Pult und bietet mit höflich einladender Bewegung der Rechten Samson Heine einen Stuhl an. Samson Heine lässt sich nieder, die Beine behäbig breit, die Ellenbogen auf die Schenkel gestützt, das freundlich-runde Gesicht erhoben. Langsam lenkt er das Gespräch aufs Geschäft: »Ein Stöffchen, eine Entdeckung«, ruft er und strahlt, »dieses Nankingzeug ist unübertroffen. Man braucht es nur anzusehen, dann weiß man: Das macht keine britische Firma, das ist keine Imitation, das ist kein Talmi – das ist Nanking, echtes Nanking. Ein Muster hab' ich mit, hier!« Er hebt ein Läppchen triumphierend vor M. B. Rindskopfs Nase. »Wie Kupfer ist die Farbe! Ich kenne Nanking, aber solches Nanking kannte ich nicht. Das ist chinesische Ware, glatt und fest, das muss exquisite Baumwolle sein, besondere Baumwolle, was weiß ich. Da hab' ich gesagt, ich nehm's. Und ich nehm's für ganz Düsseldorf, ich will keine Konkurrenz mit diesem Nankingzeug. Da werden sie alle kommen, die Düsseldorferinnen, in die Bolkerstraße

zum Samson Heine, der solches Zeug hat.« Er lächelt. »Also wird es ein großes Geschäft werden. Ich werde den Preis festsetzen können mit einem guten Verdienst.«

»Für Düsseldorf...?« M. B. Rindskopf sagt seinen ersten Satz. »Hätte ich mehr nehmen sollen?« Samson Heine fragt rasch. Aber M. B. Rindskopf kneift die Lippen zusammen: »Es ist nicht meine Sache, das Zeug in Düsseldorf zu verkaufen. Ich bin Bankier, ich nehme Geld und verleihe Geld, und ich krieg meinen Zins. Ich werde mir nicht den Kopf zerbrechen, ob man fünftausend Ellen verkauft oder sechs. Nur Sicherheit muss ich haben.« M. B. Rindskopf will Sicherheit. Er mag das Geschäft nicht machen, er mag überhaupt kein Geschäft machen, Geschäfte sind ihm zuwider, und mit Nankingtuch will er schon gar nichts zu tun haben.

Samson Heine erwähnt seinen Millionärsbruder in Hamburg: »Gleich legt er mir's auf den Tisch, mein lieber Bruder, nur ist er nicht hier, er ist in Hamburg.«

»Man kann ihm schreiben. Ich will das Geschäft nicht. Ich mach kein Geschäft ohne Sicherheit. Und sieben Prozent müssen dabei herauskommen, unter sieben Prozent geht es nicht, ich hab' meine Unkosten, und ich zahle ja auch Zins.«

»Sieben Prozent! Wer wird heute sieben Prozent geben! Niemand gibt sieben Prozent! Wer wird unter Freunden sieben Prozent fordern!«

Harry sitzt weit vorgebeugt, kneift die Augen zusammen, sein Mundwinkel zuckt. Ein Schauspiel rollt vor ihm ab, das ihn fesselt. Er ist nicht gespannt, wer den Sieg davontragen

wird. Er zittert vielmehr vor Erregung, weil er bemerkt: Keiner der beiden sagt, was er denkt, nein, das Gegenteil ist der Fall! Es ist eine glänzende Taktik: Zum Schluss mag Samson Heine keinen Kronentaler, ja nicht einmal einen Gulden, da man ihm doch den Nanking auf Ziel aufdrängt und er nur seinem Freunde Rindskopf eine nutzbringende Gelegenheit bieten wollte - und M. B. Rindskopf will kein Geld geben, er müsste ja Zinsen fordern, und wie könnte er das seinem Freund Samson Heine antun...

Als es so weit kommt, da lacht Harry schallend. Die beiden Männer zucken zusammen, sie hatten ihn völlig vergessen! Warum lacht der Junge?! Was gibt es zu lachen für ihn?! Es gibt nichts zu lachen!

Die beiden Männer haben sich von ihm abgewandt, nachdem er still geworden ist; aber der Handel macht ihnen keine Freude mehr; M. B. Rindskopf schickt misstrauische Blicke zu Harry, der bei ihm in die Lehre gehen soll.

Sie einigen sich rasch, vor allem, weil Samson Heine die Lust verloren hat, alles auf eine Karte zu setzen. Und so zahlt er endlich nicht sieben, sondern siebeneinhalb Prozent... Erleichtert atmet er auf und überlegt, wo er das Tuch lagern wird, da im Laden in der Bolkerstraße nicht so viel Platz ist.

Immer noch steht M. B. Rindskopf an seinem Pult. Langsam wendet er sich Harry zu und betrachtet ihn lange, während der Vater lustig und erleichtert schwatzt.

Endlich erklärt der Bankier mit ernstem Gesetztafelgesicht: »Wenn man Bankier werden will, muss

man wissen, was ein Bankier ist.«

Unschuldig fragt Harry: »Wie soll ich wissen, was ein Bankier ist? Mein Vater ist kein Bankier. Ein Bankier handelt mit Geld, er borgt's und verborgt's, und obwohl er nur so viel ausleihen kann, wie er borgt, wird es mehr und mehr, und aus dem fremden Geld wird sein eigenes. Nimmt er hier in Frankfurt einen Gulden und wechselt ihn in Batzen oder Kreuzer und Pfennige: Da kriegt der Gulden Junge, denn der Bankier ist ein Zauberer, und statt sechzig Pfennig sind's auf einmal vierundsechzig, und wenn es ein großer Zauberer ist, noch einen oder zwei dazu.«

Harry hebt, gar nicht mehr schüchtern, beide Arme: »Ein Bankier ist ein Zauberer, und ich will ein Zauberer werden!« Rindskopf bläst beide Backen auf, stößt die Luft aus. Zu Samson Heine, mit dem Daumen auf Harry zielend: »Der da - der wird entweder ein Stiefeldreck oder ein Rothschild. Ich werd' ihn mal nehmen...«

Rindskopf wird ihn nehmen. Samson Heine ist vergnügt und reibt sich die Hände. Nu, M. B. Rindskopf ist keiner von den Großen, er ist einer von den Kleinen, aber die Großen waren allemal klein: Mehr als ein Rothschild wird der Harry werden. Der Vater legt ihm die mandelkleie-duftende Hand auf die Schulter und flüstert geheimnisvoll: »Ich hab' geträumt, Harry, du wirst ein berühmter Mann, und an unser Haus hängt man eine Erinnerungstafel, und was ich träume, das ist wahr. Du wirst eine Geldmacht werden, Harry!«

Der sagt langsam: »Düsseldorf ist eine schöne Stadt, wenn man fort ist.« Schon nach Stunden hat Frankfurt den Glanz verloren. Die Zeil: Ja! Aber überall sonst schieben sich die Straßen eng ineinander, die oberen Stockwerke sind vorgebaut und verdecken den Himmel. Auch das Zimmer, worin Harry wohnt, ist muffig, eng und verstellt mit Möbeln.

Er begleitet den Vater: Viele Besuche sind zu machen, Geschäftsfreunde, Geistesfreunde. »Den Menschen muss man Licht bringen«, sagt der Vater und führt Harry in das Lesezimmer der Loge Morgenröte. Ihr gehören freisinnige Männer an, die aufgeklärt sind wie Samson Heine. An den Wänden stehen braune Regale, vollgestapelt mit Büchern, Folianten. Hier wird nur geflüstert, auch Samson Heine mäßigt seine Stimme zu ehrfurchtsvollem Raunen. Sein Gesicht wird gravitatisch, und bedeutsam spricht er mit dem Bibliothekar. Harry fühlt sich bedrückt. Bücher machen die Welt aus, erklärte die Mutter. Aber welche: Die des Bankiers Rindskopf, oder diese hier? Er hört die Stimme seiner Mutter: »Die Bankiers haben die Weltherrschaft angetreten.« Samson Heine naht zufrieden tänzelnd, fasst ihn an der Schulter. »Wir gehen.« Noch ein Rundblick über den Saal, über die vielen Lesepulte und die gekrümmten Rücken. Da stockt er, drückt die Schulter des Sohnes fester, gibt ihm mit einer Kopfbewegung ein Zeichen, einen Hinweis mit den Augen. Harry ist verständnislos. Dort sitzt ein Mann, ein Buch vor sich wie die anderen auch, nicht bedeutend, nicht unbedeutend. Doch in diesem Augenblick flüstert der Vater: »Das ist

Börne, der gegen die Komödianten schreibt!« Harry weiß nichts von Börne - wozu schreibt er gegen die Komödianten? Wie töricht! Komödianten sind stolze Männer, schöne Frauen; das weiß er aus Düsseldorf. Warum schreibt der Mann dort gegen sie? Ein Narr!

Der Narr wendet sich plötzlich und bemerkt die neugierigen Augen. Harry empfängt einen so durchdringenden Blick, dass er ihn nie mehr vergisst, den Blick Börnes, der gegen die Komödianten schreibt...

Ein kleines Stückchen Glauben an Zauberer steckt in Harry Heine: Er hatte daheim zu oft die Saga der Rothschilds gehört. Konnte das anders zugehen als mit Zauberei?

Harry schließt die Augen: Er sitzt im halbdunkeln Maklerzimmer des Bankiers Rindskopf. Er soll Rechnungen schreiben. In den Fingerspitzen, die den Federkiel halten, fühlt er ein seltsames Ziehen. Kommt's daher, dass er in Wirklichkeit eine Schwungfeder in der Hand hält, die größte, die aus dem Flügel gerissen wurde, um nun als Schreibzeug zu dienen? Jedenfalls fliegen seine Gedanken fort von den Zahlen im Buch, den Groschen und Gulden und Pfennigen. Er träumt seinem Onkel, dem Abenteurer, nach, der Berater des Maharadschas war, der in morgendländisch-buntem Gewände die Welt durchstriefte und heimliche Sehnsüchte blasser Damen stillte. Harrys Gedanken fliegen aus dem Süden nach dem Norden, nach Hamburg, wo ein anderer Magier sitzt: ein nüchterner, ein rechnender; aber darum ein vielleicht noch mächtigerer: der Onkel Salomon, der Weise des Geldes. Ist es kein

Zauber, mit sechzehn Groschen nach Hamburg zu kommen und sie in Millionen zu verwandeln?

Die Hand, die den Federkiel hält, zittert leicht. Vielleicht kann Salomon die versiegelten Zeichen entziffern, die in dem Büchlein des morgenländischen Oheims geschrieben sind? Vielleicht kann er sie deuten und lesen? Vielleicht sind sie der geheime Bannspruch, der sechzehn Groschen in Millionen verwandeln konnte...?

Und ist er, Harry Heine, der berufene Erbe der beiden, die seine Weltherrschaft nur vorbereiten?

Er öffnet die Augen: Seine Hochwohlgeboren! Seine Hochwohlgeboren...? Schwungvoll, mit druckstarken Abstrichen steht es auf dem gelblich-glatten Papier, von seiner Hand geschrieben: Kann er so das Geheimnis lösen, kann er so den Bann sprechen, er, Millionärslehrling, in den dunklen Räumen des Bankiers Rindskopf?

Das bemerkt er nicht, dass Rindskopf längst in der Tür steht, lautlos, schweigend und mit schmalem, bösem Munde. So sieht ihn Rindskopf: Einen blässlichen jungen Menschen mit unreiner Haut, der die Augen geschlossen hält, statt seine Pflicht zu tun, und jetzt hebt er die Gansfeder hoch, erprobt den Tintenfluss am Fingernagel, setzt an und beginnt eifrig zu schreiben – endlich! Bankier Rindskopf nähert sich leise Schritt um Schritt auf Zehenspitzen. Er steht hinter dem jungen Mann, beugt sich atemanhaltend vor und erstarrt! Unglaublich!

Da steht auf dem gelblich-glatten Papier, schwungvoll, aber deutlich lesbar:

*Seine Hochwohlgeboren, den Herrn Sy Freudhold Riesenharf. Wir beehren uns alleruntertänigst, anliegend einen Wechsel auf die Zukunft in Summa einer Million Mark banco zu überreichen, einzulösen im Haus Rothschild zu Paris oder London.*

Und darunter:

*Bankhaus M. B. Rindskopf.*

Rindskopf greift danach, schüttelt das Papier in seiner Hand, sodass es leise knistert, und er fragt endlich: »Ich verstehe das nicht. Ich habe keinen Wechsel ausgestellt über eine Million! Mein Gott, wie könnte ich das! Ich kenne alle bedeutenden Leute in Frankfurt - den Herrn Riesenharf kenn' ich nicht.« Obwohl weder Worte noch Tonfall etwas ahnen lassen, spürt Harry Heine den Verdacht. Und plötzlich zuckt sein Mundwinkel spöttisch. Er hebt den Kopf: »Ein schöner Name, Riesenharf?«

Aber Rindskopf besitzt keinen Sinn für Spott. Er fährt Harry an: »Was heißt schöner Name? Eine schöne Summe!« Harry lässt sich nicht beirren; er spottet weiter: »Er hat sie verdient!« Die schwarzen Augen Rindskopfs werden stechend: »Aber nicht bei mir!«

Wieso bleibt Harry so ruhig? Er ist nicht verlegen, nicht betroffen, er lächelt sogar heiter: »Er wird sie bekommen!« Zum ersten Mal macht ihm Frankfurt richtiges Vergnügen.

Rindskopf wird aufgeregt, seine Stimme klingt schrill. »Nicht von mir, nicht von meinem Geld! Sind Sie verrückt?! Ein Mann, den ich nicht kenne, und wie viele Prozente er

gibt, weiß ich nicht, und von Sicherheiten weiß ich nichts. Wenn Sie ein Geschäft machen wollen für das Bankhaus Rindskopf - nu, da kann man darüber reden; aber nicht so!«

Leise seufzt Harry und sagt: »Ich bin's!« Er hebt den Blick in die Augen des Bankiers und liest dort Fassungslosigkeit.

Empört schüttelt Rindskopf die schwarzen Locken. Sein Verdacht wird ihm zur Gewissheit: Dahinter steckt eine Prellerei! Mit dunkeln Augen sagt er: »Beweisen!« Nicht mehr.

Traurig nickt Harry: Nun gut! Der versteht eben keinen Spaß, man wird es also erklären müssen. Er setzt sich und ergreift den Federkiel; die Tinte ist eingetrocknet. Harry taucht den Kiel in die Tinte, malt groß gedruckt: SY FREUDHOLD RIESENHARF.

Der Bankier sieht ihm zu und kann doch bei allem Zorn die neugierige Frage nicht verstecken: »Was soll das Sy? Ich kenn' keinen Namen Sy!«

Heine blickt schräg über die Schulter auf. »Zauber...«, murmelt er, »Zauber...«, und schaut wieder aufs Papier.

M. B. Rindskopfs Zorn erwacht neu.

Harry deutet mit dem Zeigefinger auf das Papier, und mühsam beginnt er zu erklären; aber das ist schwer. Der Bankier begreift nicht, und so schneidet Harry die Buchstaben SY FREUDHOLD RIESENHARF aus, schiebt sie durcheinander und ordnet sie neu.

Da liest Rindskopf: HARRY HEINE DÜSSELDORF. Er nickt und sagt: »Ein E ist noch übrig, das ist nicht gut

gemacht. Wenn man was gut macht, bleibt nichts übrig. An dem, was man übrig lässt, erkennen einen die Leute immer!«

In winzige Stückchen zerreißt er die Wechselanzeige, die er immer noch in den Händen hält, lässt die Papierfetzen auf den Tisch flattern, wendet sich und geht aus dem Raum.

Bankier M. B. Rindskopf überdenkt alles sehr gründlich. Er ist kein Mann des schnellen Entschlusses, er muss Für und Wider abwägen, sonst fügt man sich leicht einen größeren Schaden zu. Er zieht Geschäftsfreunde ins Vertrauen, er befragt seine Familie. Muss ihm der Samson Heine aus Düsseldorf so ein Kuckucksei ins Nest legen...!

Endlich hat er sich entschlossen. Beiläufig sagt er: »Es ist nichts, er wird nichts! Einen Wechsel können Sie ausstellen – Rechnungen schreiben nicht. Es hat keinen Zweck. Wollen Sie heimfahren nach Düsseldorf oder wollen Sie's versuchen beim Moses Oppermann, einem Freund von mir, die Spezereiwarenhandlung?«

Harry begreift und antwortet sofort: »Ich geh zum Oppermann. Schreiben Sie es nicht nach Düsseldorf.«

Einen Wechsel kann er ausstellen, Rechnungen kann er nicht schreiben. Da hat er die erste Quittung, um in Bankiersdeutsch zu reden.

Rindskopf berichtet nicht nach Düsseldorf, und auch Harry tut es nicht: Er muss es beim Oppermann schaffen, vorher darf die Mutter nichts erfahren. Sie darf er nicht kränken, sie, die den Sohn voll Stolz und Vertrauen in

Frankfurt sieht, wie er die Weltherrschaft antritt. Harry bleibt in dem gleichen düsteren Zimmer wohnen, wo alle Schubladen vollgestopft sind mit Fetzen und Zettelchen, auf denen versucht wurde, nichts übrigzulassen.

In den kühlen und düsteren Gewölben der Spezereiwarenhandlung Oppermann schwebt der Duft von Muskatnuss, Zimt und Pfeffer; ein fremdartiger Geruch, der Harry vergessen lässt, dass er einen kühlen Kopf haben muss. Kaum betritt er die Räume, wandert er durch Arabien wie der weltreisende Vorfahr.

Schon vier Wochen später aber ist die Fata Morgana verflogen. Auch Moses Oppermann hält ihn für unfähig, ein Kaufmann zu werden. Niedergedrückt schlendert Harry am Main entlang. Der Tag ist grau und trist, kalt fegt der Wind, niedrig fliegen die Wolken. Auch das Wasser ist grau. Ihn schaudert. Er hat beide Hände in den Hosentaschen, hält den Kopf gesenkt, die Finger der Rechten spielen mit einer Muskatnuss: Das ist die ganze Erinnerung an die Weltherrschaft, die er in Frankfurt antreten wollte. Kein Reichsapfel, eine Muskatnuss.

Er verzieht das Gesicht: Was hat das Schicksal ihm zgedacht? Er ist verzweifelt, doch nicht wegen seines Scheiterns, sondern weil er die hölzernen Gesichter der Kaufleute leid ist. Ihr jammervolles Geschrei über die bösen Zeiten verursacht ihm Übelkeit. Er kann die schlaue Heuchelei nicht ertragen. Vielleicht würde der Oppermann ihn behalten, wenn er ihn bäte, wenn er ihm versicherte, er werde sich bemühen? Er wird es nicht tun, obwohl ihn quält, dass seine Mutter erschrecken, dass sie traurig sein

wird, sie, die ihn auf kühnem Adlerfluge glaubt. Wie soll er ihr erklären, dass er versagte, der in der Schule der Erste war? Wie soll er ihr begreiflich machen, dass er dort lernte, weil er nach Wissen begierig war, und dass er hier nicht lernte, weil ihm das Gewechsle und Gefeilsche in dunklen Stuben und düsteren Gewölben sinnlos und töricht erschien?

Über die Brücke strebt er zur Stadt zurück. Sturm wirft sich ihm entgegen und zerwühlt das wehende Haar.

### **Drittes Kapitel**

Er hat sich entschieden. Er wartet keinen Tag mehr, keine Stunde, er rafft die Sachen zusammen, drückt sie in die Koffer, schnürt und schnallt sie zu: Heimweh schüttelt ihn. Düsseldorf ist eine schöne Stadt...

Die Zöllner am Stadtrand sind misstrauisch und grob. Sie durchfurchen seinen Pass mit dem Finger und flüstern miteinander. Ein junges Bürschlein, das in den Landen umherfährt, ist verdächtig. Wo er gewesen sei?

»Bei meinem Vetter zu Besuch!«

Sie fahren ihn an: Er solle nicht lügen. Ein Düsseldorfer Jude bekomme in Frankfurt kein Niederlassungsrecht. Wer denn der sagenhafte Vetter sei, man werde den Mauschel schon kennen. »Rothschild.«

»Oh!« Der Zöllner faltet den Pass, als sei es kostbare Seide, streicht ehrfürchtig mit der groben Pfote darüber, lächelt mit viereckigem Munde: Der Herr Baron Rothschild – sein Vetter...

Hochmütig steigen Harrys Augenbrauen; er greift aus der Hosentasche einen Groschen. Der Zöllner neigt sich voll Demut. Die Postkutsche rollt humpelnd über die Straßen. Die Häuser der Stadt und die Kirchtürme bleiben am Horizont zurück wie vergessenes Spielzeug.

Harry jedoch, der blass und schweigsam ist, hat etwas, worüber er nachdenken kann in der humpelnden, schlagenden Kutsche, im nüchternen, weißgekalkten Kämmerchen der Herberge: Ein Name ist ein Zauberstab, der die Menschen verwandelt. Der Wagen rollt und schwankt; grau schickt der Sturm die Wolken in die Berge. Harry fröstelt. Ein leises Klopfen pocht schmerzhaft in den Schläfen.

An einem Abend spät gelangen sie nach Düsseldorf. Tausendmal hat Harry unterwegs das Gespräch geführt, das er jetzt mit dem Vater, mit der Mutter führen soll. Tausendmal hat er einen guten Abend gewünscht, fröhlich und siegessicher lächelnd, hat die Mütze auf den Stuhl geworfen, hat das Erstaunen, das Erschrecken überwältigt: Einer, der trotz allem gesiegt hat.

Jetzt aber – spät ist es, grau sind die schmalen Gassen, und da ist er, Harry Heine, ein achtzehnjähriger Jüngling, der versagt hat, ein blasses Gesicht, das sich zaghaft durchs Dämmern schiebt, mit Augen, dem Weinen nahe... Die Bolkerstraße, das verhutzelte Gässchen, der Laden mit

den kleinen Fenstern, hinter denen Tuche und Schmucktand quellen; die Holzterappe, drei Stufen hinauf, und dahinter die Klingeltür des Ladens.

Samson Heine blickt auf, als Harry eintritt. Durch seine Finger läuft das kupferne Nankingtuch. Harry versucht mühsam ein Lächeln. Es gelingt ihm nicht; sein Gesicht verzerrt sich. Erschrocken fragt Samson Heine: »Bist du krank, Harry?!« Er kommt sorgenvoll hinterm Ladentisch hervor, fasst den Sohn beim Arm und sucht hastig. Dann steht neben dem kupfernen Nankingtuch ein Glas mit purpurnem Wein. Harry Heine trinkt, denn er will das besorgte Antlitz des Vaters nicht sehen, er kann es nicht ertragen: Nicht mehr er selbst ist wichtig, sondern nur der Vater, der harmlos-fröhliche, der kindlich-vertrauensvolle. Wie soll er ihm Schmerz bereiten!

Langsam setzt er das Glas ab; der purpurne Reflex des Weinrests huscht übers kupferne Nankingtuch. Harry hat sich gefasst. Er erzählt, die Augen auf dem sanft schwankenden Reflex. Wortlos lauscht Samson Heine. Seine Wangen röten sich tiefer. Dann beendet Harry seinen Vortrag. Er blickt auf und erwartet eine Vorwurfsflut. Es bleibt still. Der Vater wartet, seine Finger kräuseln im Nankingtuch, so erregt ist er – und auf einmal bricht es aus ihm. Es gibt keine Vorwürfe, kein Schelten, sondern einen Zornausbruch über den Geschäftsfreund, den Bankier Rindskopf, einen Zornausbruch, wie Harry ihn bislang nie bei seinem Vater erlebte! Die Stimme, sonst so sanft, dröhnt und überschlägt sich: Was! Harry sollte Rechnungen schreiben?! Harry, der Erste in der Schule, läppische